

Hundert Jahre Gegenwart

Vor 23 Jahren habe ich in der „ZEIT“ zum Jubiläum des Deutschen Werkbunds geschrieben: „Mit 75 hat man den wünschenswerten Gipfel erreicht: man ist würdig, anerkannt und geehrt, wird achtungsvoll geliebt, sogar die ärgsten Feinde sind versöhnt. Nichts desto weniger ist man alt. Ist der Deutsche Werkbund alt?!“

Inzwischen ist zu fragen, ob der Deutsche Werkbund vergreist ist. Mit demnächst einhundert Jahren liegt diese Befürchtung nahe. Der Fehler bei dieser Argumentation besteht jedoch darin, eine Institution gleichzusetzen mit einem menschlichen Organismus. Allein durch den Wechsel der Mitglieder ist eine Erneuerung gewährleistet, somit ein steter Zellaustausch gegeben. Wenn nun trotzdem der Deutsche Werkbund als die Personifizierung einer Idee empfunden wird und die Sorge um sein Wohl und Wehe leicht in den Bereich medizinischer Diagnostik gerät, dann hat das vermutlich seinen Grund darin, dass er vorwiegend von einzelnen Personen getragen worden ist. Diese haben ihm die Anonymität anderer vergleichbarer Institutionen erspart. Er war von Anfang an eine Vereinigung von Idealisten mit einem realistischen Wirklichkeitssinn, deren Bemühen sich weder in Regularien verloren hat noch Fantastereien zuließ. Eine gesunde Empfindung für die Wirkung nach außen war vor allem in den Anfangsjahren zu konstatieren.

Dieses hier eben Gesagte setzt die Kenntnis über die Geschichte des Deutschen Werkbunds voraus: Seine Gründung 1907 in München als ein Zusammenschluss von Künstlern (vorwiegend Architekten), Industriellen und Publizisten. Ihnen allen war die ästhetische Verbesserung der Umwelt ein gemeinsames Anliegen. Das galt im Kleinen wie im Großen. So sollte die neue und bewusstere Gestaltung vom Sofakissen bis zum Städtebau reichen. Am effektivsten ließ sich dieser pädagogische Vorsatz in Form von Publikationen und Ausstellungen darlegen. Vor allem letztere begründeten die Wirkung, ja den Ruhm des Deutschen Werkbunds. In Erinnerung geblieben sind die Kölner Ausstellung 1914, für die fast ein ganzer Stadtteil errichtet wurde, und die Weißenhofsiedlung 1927.

Manifestationen, die deutlich den Zeitgeist mitbestimmten und durch die verschiedenen Handschriften der beteiligten Architekten identifizierbar waren. 1914 überraschte Henry van de Velde mit dem Bau eines unpräzisen, geradezu musikalisch konzipierten Theaters und Walter Gropius mit einer modernen Fabrik. Nicht nur der Gegensatz der Funktionen war

hierbei signifikant, sondern auch die Ablösung einer Generation durch die nächste. Henry van de Velde gehörte noch zu den Mitgliedern der ersten Stunde, Walter Gropius, der um Jahre jüngere, sollte ihm dann 1917 in der Leitung der Weimarer Kunstgewerbeschule – aus der schließlich das Bauhaus wurde – nachfolgen.

1927 bestimmte vor allem Ludwig Mies van der Rohe die Konzeption. Während in Köln nationale Interessen im Vordergrund gestanden hatten, die dem Adjektiv „Deutsch“ des Werkbunds genüge zu tun vermochten, rückte durch die Einladung zahlreicher ausländischer Architekten das übergreifend gemeinsame Anliegen in den Vordergrund. Es handelte sich um eine wahrhaft europäische Veranstaltung und somit über alle ästhetischen Belange hinaus auch um eine politische Demonstration. Wohl nicht zufällig geschah sie zu einem Moment, in dem sich die Verbitterungen in der Folge des Ersten Weltkriegs zumindest zeitweise aufzulösen begannen. Beispielhaft war es gelungen, die gegenseitige Abhängigkeit von funktionaler Gesetzmäßigkeit und sozialer Verpflichtung aufzuzeigen. 20 Jahre nach seiner Gründung befand sich der Deutsche Werkbund auf dem Höhepunkt seines Bewusstseins und seiner zeitgeschichtlichen Verankerung – dieser Zenit währte jedoch nur kurz und vermochte nicht den Absturz von 1933 zu verhindern. Der Deutsche Werkbund durfte nur in stark angepasster Form überleben.

Es liegt nun durchaus nahe – und hat vorerst nichts zu tun mit einem Verhaftetsein in Tradition und Historie –, wenn jetzt der Deutsche Werkbund Bayern die Errichtung einer Siedlung plant, die seinen Namen trägt. Der ideelle Wert dieses Vorhabens kann nicht bestritten werden, zudem ist es gut dazu geeignet, sich wieder der öffentlichen Aufmerksamkeit auszusetzen. Gerade dies scheint – auch im Hinblick auf staatliche und kommunale Förderung – heute besonders wichtig zu sein. Das verkapselte Dasein wird aufgebrochen – längst haben sich ja die Initiativen von der Zentrale in die Landesbünde verlagert, wo sie zwar sinnvoll, aber nicht unbedingt sinnstiftend zu sein vermögen. Klugheit und weises Planen sind wahrhaft zu beherzigende Eigenschaften, doch neigen sie gerne zu Introvertiertheit und mangelhafter Selbstdarstellung. Wo findet sich die tatsächlich bewegende Idee?

So wäre also die störende Frage zu stellen, ob die Errichtung einer zweifellos vorbildlichen Siedlung noch in das heutige Zeitbild passt. Für eine moderne Architektur muss jetzt – rund 80 Jahre nach Stuttgart – nicht mehr geworben werden. Sie hat sich längst und auch mit erheblicher Zustimmung durchgesetzt. Gleiches gilt für alle Bereiche des Designs, auch die „Gute Form“ ist nur noch eine Erinnerungsvokabel für die Älteren, die einmal für sie gestritten haben und sich durch Braun-Geräte gegenseitig zu erkennen gaben. Heroische Bekenntnisse sind lästig geworden.

Somit könnte der Befund lauten, da sich die Situation von 1927 inzwischen in ihr Gegenteil verwandelt hat: Ästhetische Belange sind anerkannt und die sozialen – soweit sie das Wohnen betreffen – anscheinend erfüllt. Die „Wohnung für das Existenzminimum“ muss heute nicht mehr eingeklagt werden. Mittlerweile werden in zunehmendem Maße Wohnhäuser abgerissen. Doch genauer besehen klafft analog zur immer mehr geöffneten ökonomischen Schere eine ästhetische: Die Architekturen werden immer schöner, die jedoch, die sie benutzen müssen, wirken immer hilfloser. Die Verlüderung des allgemeinen Geschmacks ist evident bei jedem Gang in die Öffentlichkeit, und das Innere der meisten Wohnungen demonstriert jenes „Sich-nicht-einrichten-Können“, das kennzeichnend geworden ist für so viele Lebensläufe, denen die Einsicht in das Mögliche und Notwendige nie zuteil geworden ist. Modische Vorbilder, die einst prägend sein konnten, helfen kaum noch, da sie selbst zu billig und unsicher sind. Das Design der Bahnhöfe und Züge hat sich gegenüber früher beachtenswert gewandelt, die Erscheinung der Passagiere hebt sich höchst unvorteilhaft davon ab. Die nicht wenigen Periodika, die sich mit Fragen des Stils befassen, zeigen einerseits ein Bedürfnis an, scheinen

aber auch als Bestätigung der eigenen Ignoranz zu dienen. Dabei ist die allgemeine Uniformität des Hässlichen erschreckend, wenn man sie liest als ein Indiz für eine gleichfalls uniforme Lebenseinstellung.

Es kann sicherlich nicht das Begehren des Deutschen Werkbunds sein, die derzeit konstatierte ziemlich unfrohe bundesrepublikanische Befindlichkeit zu ändern. Doch eine kritische Sicht anzuregen und mehr zu fordern als einen altväterlichen „Ruck“ vermag er schon. Allerdings bedarf es dafür einigen Mutes. Wieder kann dazu ein Blick zurück hilfreich sein. Mit dem Aufruf von 1959, die „Große Landzerstörung“ zu verhindern, bewies der Deutsche Werkbund höchste Wachsamkeit zu einer Zeit, als der Wiederaufbaubereich alles zu verschlingen drohte. Er initiierte eine machtvolle politische Demonstration, die über das Alltägliche und beflissen Pädagogische weit hinaus ging. Der Deutsche Werkbund ist deswegen weder verboten worden noch strich man ihm alle öffentlichen Mittel. Wäre ein ähnlicher Aufruf heute nicht wieder notwendig?

Warum nun Mut, Entschlossenheit und kritisches Bewusstsein auf unserer Seite, der eher bescheidenen und finanziell stets bedrohten Institution? Sinnvoller ist es zu fragen: Wer kann es sonst tun? Irgendwelche Parteien natürlich nicht, und künstlerisch orientierte Einrichtungen werden nur die ästhetische Umsetzung zulassen, nicht jedoch die realistische Dokumentation. Bedenkenswert erscheint mir eine andere Überlegung. Von Anbeginn war der Werkbund eine nationale Einrichtung, einmal durch das Adjektiv „Deutsch“, das aber auch als üblich gewertet werden kann, mehr jedoch durch die ethische Gesinnung und das Spezifische seines Namens. „Werk“ und „Bund“ sind so eindeutige Benennungen, dass sie Ähnliches wie „Treu und Glauben“, „Tun und Lassen“ assoziieren. Der Begriff „Werk“, der für ein Handeln steht, denn ohne dieses gäbe es kein Werk, und die von Menschen gebildete Vereinigung „Bund“, der erst ein gemeinsames Anliegen Sinn und Zweck verleiht, stellen zusammen ein ideologisches Programm dar, das als eindeutig und unzweifelhaft gelten kann. Diese Glaubwürdigkeit einzusetzen ist eigentlich Verpflichtung – zumal heute angesichts des herrschenden Vertrauensverlustes.

Die Erwartung einer schockierenden Veränderung ist in der deutschen Gesellschaft spürbar, doch ist sie gewohnheitsmäßig zu stark fixiert auf wirtschaftliche oder politische Anstöße und richtet darauf ihren besorgten Blick. Darüber geht die Selbstprüfung aus eigenem Antrieb verloren. Die Notwendigkeit eines Spiegels ist evident, diesen zu erstellen wäre eine zeitgerechte Entscheidung des Deutschen Werkbunds in seinem hundertsten Jahr. Sie würde ihm auch sein Fortbestehen als eine aktuelle Einrichtung sichern.

Klaus-Jürgen Sembach